

Acht Wochen für ein Neubeginn

Jeder Monatsbeginn kennt einen bangen Augenblick, der seit einem Jahr Regierungspolitikern und den Managern des Sozialsystems einiges Kopfzerbrechen bereitet: die Veröffentlichung der aktuellen Arbeitslosenstatistik. Die Zahlen, die in dieser Schrecksekunde bekannt werden, sind alarmierend. Und sie wären noch viel dramatischer, würden die Statistiker nicht einen kosmetischen Trick anwenden. Menschen ohne Job, die das Arbeitsmarktservice (AMS) in einer »Schulungsmaßnahme« zwischengeparkt hat, belasten nicht die offiziellen Zahlen. Im Mai fielen exakt 64.197 Jobsuchende in diese Kategorie, immerhin über ein Viertel all jener, die auch statistisch als arbeitslos gelten.

AMS-Funktionäre preisen die verpflichtenden Kurse, die alle, die längere Zeit keine Beschäftigung gefunden haben, besuchen müssen, um nicht aus dem Unterstützungssystem zu fallen, als Wunderwaffe gegen die Engpässe auf dem Arbeitsmarkt. Mit einigem Glück können diese Kurse auch Fähigkeiten vermitteln, welche die Chancen, einen neuen Job zu ergattern, erhöhen. Wenn nicht, wird das ganze zu einer Beschäftigungstherapie. Die Schulungen verfolgen aber auch ein weniger offensichtliches Ziel: Sie sollen ermöglichen, dass Arbeitslose weiterhin innerhalb eines strukturierten Systems leben und nicht marginalisiert werden. Die Betroffenen sollen das Gefühl erhalten, die Gesellschaft zähle weiterhin auf sie.

Dafür wendet das AMS gewaltige Beträge auf. Im vergangenen Jahr waren es rund 400 Millionen Euros, die für 176 000 Schulungsteilnehmer ausgegeben wurden. Immerhin 20 Prozent der Betroffenen könnten ihren Kurs selbst auswählen, behauptet das AMS. Beim großen Rest entscheidet ein Betreuer, wo sich ein Arbeitsloser das Rüstzeug für künftige Aufgaben zu holen hat. Die AMS-Kartei kennt 3000 unterschiedliche Bildungsinstitutionen, denen »Kunden«, wie das im korrekten Wording der Jobvermittler heißt, zugewiesen werden können. Den Löwenanteil übernehmen das WIFI, dem Kursanbieter der Wirtschaftskammer, und dessen rotes Äquivalent, das Berufsförderungsinstitut. Wer über längere Zeit keine Beschäftigung gefunden hat, landet häufig in einem Programm, das sich entweder »Berufsorientierung« oder »Berufsaktivierung« nennt.

»Berufsorientierung« ist für alle jene gedacht, die ihrer professionellen Laufbahn eine neue Wende geben müssen, weil ihre erlernten Fähigkeiten entweder nicht mehr am Arbeitsmarkt benötigt werden oder ihre Gesundheit nach einem neuen Betätigungsfeld verlangt.

»Berufsaktivierung« soll helfen, in einer **abgestammten** Tätigkeit einen Job zu finden.

bbbbbbbbbbbbbbbb bbbbbbbbbbbb bbbbbb bb

Jeder Kurs dauert acht Wochen mit jeweils 20 Pflichtstunden (14 Stunden Gruppenunterricht, vier Stunden Computertraining, zwei Stunden persönlicher Beratung). Dabei sollen die Kursteilnehmer etwa lernen, einen Lebenslauf und einen Bewerbungsbrief zu schreiben, sich bei Telefongesprächen mit potentiellen Arbeitgebern effizient zu verhalten, erfolgreich Bewerbungsgespräche zu überstehen oder Jobbörsen im Internet zu benutzen.

In der Theorie scheint dieses Konzept schlüssig. Doch unglücklicherweise stimmt das Konzept nur selten mit den Bedürfnissen der Kursteilnehmer überein. Und so mündet die Fortbildungsoffensive der Sozialingenieure häufig darin, dass eine Gruppe ohnehin bereits frustrierter Personen in einen Schulungsraum gepfercht wird und dort zusätzliche Frustrationen anhäuft.

Vor allem zwei Dinge sind für das Scheitern des Schulungskonzepts verantwortlich.

Einerseits sind die Gruppen derart heterogen, dass die Suche nach einem gemeinsamen Nenner zumeist in Absurditäten endet: Drei Teilnehmer in einer siebenköpfigen Gruppe wohnen im siebenten Gemeindebezirk, drei haben irgend etwas mit Ex-Jugoslawien zu tun, fünf sind männlich oder vier sind vom Sternzeichen Schütze.

Andererseits sind viele Leute vor allem deshalb eine längere Zeit arbeitslos, weil sie es entweder so wollen oder weil ihr Fall hoffnungslos ist. Genau dort soll der Hintergedanke des Projekts ansetzen. »Diese Kurse sind deshalb wichtig, weil sie den Menschen wieder auf die Sprünge helfen«, erklärt einer der Trainer. »Sie zwingen die Teilnehmer, jeden Morgen die Wohnung zu verlassen, mit anderen Umgang zu pflegen, ihr Lebern zu strukturieren und in Erinnerung zu behalten, dass sie Teil eines Systems sind.« Das Bewusstsein, von einem Sicherheitsnetz aufgefangen zu werden, soll die psychologische Last, welche durch Arbeitslosigkeit aufgebürdet wird, erleichtern. Im Grunde genommen dienen die Fortbildungskurse auch als Prophylaxe gegen Depressionen.

Viele der Teilnehmer haben auch allen Grund, sich niedergeschlagen zu fühlen. Die unterschiedlichen Schicksale einer dieser bunt zusammengewürfelten Gruppen, die im Frühjahr einen AMS-Kurs absolvierte, erzählen davon, wie ungeheuer verschieden und mitunter aussichtslos die Lebenssituation der Arbeitslosigkeit sein kann.

Simon ist 22 Jahre alt und kommt aus Nigeria. Der dürre und verängstigte junge Mann mit den wachen Augen erhielt vor zwei Jahren in Österreich Asyl. In dieser Zeit eignete er sich Grundkenntnisse der deutschen Sprache an und schloss eine Ausbildung als Tischler ab. Die einzige Hürde, die ihn von einem Arbeitsplatz trennte, bestand darin, dass er keinen Führerschein besaß. Also war er gerade dabei, dies nachzuholen. Zwei Wochen nach Kursbeginn hatte er eine Anstellung gefunden und kehrte der Gruppe resignierter Jobsucher aus Europa gutgelaunt den Rücken.

Milos ist ein 50-jähriger Serbe. Er ist ein ausgebildeter Labortechniker, den der Bürgerkrieg nach Österreich verschlagen hatte. Da er damals nicht Deutsch konnte, begann er, körperliche Arbeit zu verrichten und blieb dabei. 18 Jahre später ist seine Gesundheit nach mehreren Arbeitsunfällen komplett ruiniert und er ist unfähig, weiterhin zu malochen. In seinem Alter und seinem Zustand, ohne adäquate Ausbildung und Berufserfahrung sieht er jetzt keine Chance, jemals wieder Arbeit zu finden. »Warum müssen wir das machen?«, fragte er und ließ seine Kursgruppe wissen: »Am besten wäre es, einen mobilen Getränkestand aufzumachen und damit von Baustelle zu Baustelle zu ziehen. Dazu braucht man nur Getränke, Snacks und ein paar hübsche Mädchen aus Osteuropa, die das Zeug verkaufen.« Obwohl er es nicht offen zugab, scheint er sich damit abgefunden zu haben, bis zur Rente arbeitslos zu bleiben.

Tarek, ein anderer aus der Gruppe, gestand diesen Plan unumwunden ein. Er ist ein 64-jähriger Türke, der nur sehr gebrochenen Deutsch spricht. »Das ist der türkische Trick«, scherzte Milos: »Sobald jemand will, dass er etwas tut, kann er sagen: Nix verstehen.« Der untersetzte, grauhaarige Mann mit dickem Schnurrbart und freundlichem Lächeln lebt seit 25 Jahren in Österreich. Früher war er einmal Koch. Daheim in der Türkei befindet sich seine Familie: seine Frau, acht Kinder und 15 Enkelkinder. Er lebt derart bescheiden, dass er es schafft, einen Teil seiner Arbeitslosenunterstützung an seine Angehörigen in der Heimat zu überweisen. Im Computerraum des Kurses wußte er nicht einmal, wo man den Rechner anschaltet. Also saß er nur gleichmütig herum. »Noch ein Jahr, Pension, dann heim«, radebrechte er.

Rückkehr ist keine Option für Thomas. Der 37-jährige Schweizer hat sowohl in seiner Heimat als auch in Österreich die Kunstakademie absolviert. »Ich war nie Teil des Systems und will es auch nie sein«, sagte er entschlossen. »Ich möchte nur in Ruhe gelassen werden und meine Dinge tun.« Seine Dinge sind die Malerei und die graphische Gestaltung eines Magazins, das ihm aber leider kein Honorar dafür bezahlt. In seiner täglichen Uniform, Armeehose, Turnschuhe und Baseballkappe, zettelte er in der Gruppe häufig Diskussionen über das Sozialsystem, den modernen Kapitalismus und die Revolution an, die nun endlich beginnen müsste. Persönlich wünscht er sich hingegen, dass der gegenwärtige Zustand anhält. Niemand wagte ihr zu gestehen, dass sie ein hoffnungsloser Fall sei

Genau diesem Status quo möchte Martina, eine 47-jährige, alleinerziehende Mutter, entkommen. Ursprünglich wollte sie Schneiderin werden, verpasste eine Ausbildung und arbeitete als Verkäuferin in einem Kleidergeschäft. Als ihr Posten abgebaut wurde, entschloss sie sich für eine Ausbildung zur Bürokraft. Die machte ihr Spaß, doch bald begann sie unter Depressionen, Bulimie und hohem Blutdruck zu leiden und sie verbrachte mehrere Monate im Spital. Die Antidepressiva und die Medikamente gegen Bluthochdruck verstärkten ihr an sich schon phlegmatisches Temperament zusätzlich. »Ich verstehe nicht, warum ich keine Arbeit finde«, klagte sie. »Ich bin nicht kompliziert und auch nicht wählerisch; ich würde jeden Job nehmen.« Niemand, auch der Kurstrainer nicht, wagte ihr zu gestehen, dass sie ein hoffnungsloser Fall sei. Es schwirren einfach zu viele junge, flinke und flexible Arbeitslose herum.

Ähnliche Lethargie legte der 33-jährige Alexander an den Tag. Er lebte von Gelegenheitsjobs, fuhr mal Lastwagen oder arbeitete dann als Security-Mann. Diese Tätigkeiten wurden immer wieder von längeren arbeitslosen Phasen unterbrochen, während deren er mehrmals in vergleichbare Kurse geschickt wurde. »Die sind grauenhaft. Da wird man wie im Gefängnis unterdrückt und lernt nur unnützes Zeug, Grundrechnungsarten oder merkwürdige Psycho-Techniken, um sich ein Ziel zu setzen«, berichtete er. Immerhin hatte er es geschafft, mit ärztlicher Hilfe seine Spielsucht zu überwinden. Jetzt sucht er, ebenso wie der Schweizer Thomas, keine Anstellung, sondern möchte lieber ein Kunstprojekt ins Leben rufen, das sich mit dem Phänomen der Sucht beschäftigt.

Schließlich befand sich in der Gruppe noch die 32-jährige Universitätsabsolventin Ivana. Sie hatte Wirtschaft studiert und konnte auf eine erfolgreiche Karriere in einem internationalen Software-Konzern und anschließend in der Werbebranche verweisen. »Was wollen die mir hier beibringen, das ist pure Geldverschwendung«, meinte sie. Irgendwann hatte ihr hektischer Lebensstil zu einem Zusammenbruch geführt und nach dem Burnout wollte sie nicht mehr in ihr früheres Metier zurückkehren, sondern lieber an der Uni ihre Dissertation abschließen. Aber benötigte sie tatsächlich Nachhilfe, um einen Lebenslauf formulieren zu können?

Mario Cerny ist ein Pseudonym. Der Autor, ein Universitätsabsolvent, mußte selbst einen Pflichtkurs absolvieren, um nicht seine AMS-Unterstützung zu verlieren. Ebenso wie sein Name wurden auch die Namen der Teilnehmer des beschriebenen Kurses anonymisiert.